

Damaris Muriel Nobs

### **Auf der Flucht (vor mir selbst)**

Ich lief. Ich lief davon, so schnell meine Beine mich trugen. Aber sie trugen mich nicht wirklich. Ich lief nicht wirklich. Ich lag auf meinem Bett und hörte Musik. Und doch lief ich. Der Song animierte mich zu laufen. Ich lief mit meinem Innern, in meinen Gedanken. Fort von mir selbst, aus mir selbst heraus und immer weiter, bis ich am endgültigen Abgrund stand. Oder zu stehen glaubte. Doch es war nur im ersten Moment ein Abgrund. Und als sich dieser Moment verflüchtigte, tat sich eine neue, schier endlos weite und unausstehlich öde aussehende Ebene auf und ich lief weiter.

Ich wollte nicht ich sein: 16 Jahre auf dieser Welt und immer noch pummelig, wie bei der Geburt. Zerzauste, hüftlange schwarze Haare, bleiche Haut, fast wie eine Leiche. Ich hatte keine Freunde, geschweige denn war ich beliebt. Ich hatte eben keinen Wiedererkennungswert. An unserer Schule hatte ich das Gefühl, die Leute würden mir ausweichen. Oder sahen mich einfach nicht. Vielleicht war ich ja unsichtbar. Vielleicht bin ich gar nicht, existiere gar nicht und glaube nur auf dieser Welt zu leben. Manchmal wünschte ich, es wäre so. Oder ich wäre einfach tot. Genau wie ein totes Huhn oder ein toter Baum oder ein totes Irgendwas. Bloss, dass ich nicht irgendwas war. Ich war nämlich gar nichts. Und das erinnerte mich wieder daran, dass ich wirklich auf dieser verdammten, sich langsam zerstörenden Welt lebte, auf der ich nicht sein wollte. Denn wenn man tot ist, ist man einfach irgendwas, das tot ist. Nur wenn man lebt, kann man nichts sein, weil die Gesellschaft einen als Nichts sieht (oder eben nicht sieht) und auch so behandelt.

Und als ich so auf meinem Bett lag und mit meinen Gedanken davonlief, begann ich darüber nachzudenken, wer mich vermissen würde, wenn ich tot wäre. Meine geistesranke Mutter, die im Gefängnis vor sich hin schmorte und jeden ihrer unnützen Atemzüge dafür hergab, mich auf das Übelste zu verfluchen? Nein, ganz sicher nicht. Oder vielleicht mein Vater? Hatte ich denn überhaupt einen Vater? Doofe Frage, jeder Mensch hat einen Vater. Auch wenn man keinen will. Oder besser gesagt, nicht so einen. Nie hatte er sich für mich interessiert, nie hatte er auch nur darüber nachgedacht sich zu melden oder mir auch nur zum Geburtstag zu gratulieren. Aber eigentlich war es mir egal. Ich hasste ihn dafür und wollte gerade aufgrund dieser Gleichgültigkeit –die von beiden Seiten erwidert wurde– nichts mit ihm zu tun haben. Ich wollte keinen Vater haben. Ich brauchte keinen. Wahrscheinlich wusste er nicht einmal, wann ich überhaupt Geburtstag hatte. Auch das war mir egal. Kurz: ich brauchte keine Eltern. Also hatte ich auch keine.

Nun denn, weiter, wer würde mich vermissen? Ah, ja vielleicht die Leiterin des Heimes, in dem ich seit dem Mordanschlag meiner Mutter ausharrte, bis ich endlich fähig sein würde, unbemerkt zu verschwinden? Nein, die auch nicht.

Wie auch immer. Ich kam zu dem Schluss, dass mich nie jemand vermissen würde. Und es war mir egal.

Während ich so da lag und über all diese Dinge nachdachte, begann ich wieder wie eine Wahnsinnige zu laufen. Lief wieder davon. Vor mir selbst. Ich hatte es mir nie eingestehen wollen, aber ich war tatsächlich krank genug im Kopf, mir vorzustellen, wie ich durch eine apokalyptische Landschaft, von Gott vermutlich schon lange verlassen, rannte und immer schneller werdend krampfhaft versuchte, vor meiner eigenen Identität, meinem eigenen

Körper und meinem eigenen Ich zu fliehen. Eine Flucht auf Lebenszeit. Immer weiter, so lange, bis irgendjemand dies beenden würde. Wenn nicht ich selbst.

Die Landschaft, die ich sogar schon seit einiger Zeit immer wieder in meinen Träumen - immer rennend- durchquert hatte, sah immer so aus, als wäre sie kurz zuvor niedergebrannt, in Rekordzeit wieder erblüht und gleich darauf bis auf den letzten Wassertropfen ausgetrocknet. Die Bäume waren verbrannt, aber es hatte saftige Grasbüschel auf dem rissig aussehenden, bis auf das Grundwasser ausgetrockneten Boden. Die Landschaft reichte wohl bis in die Unendlichkeit so fort, ich hatte in all den Stunden, in denen ich dort im Traum oder Wachtraumdenken verweilt hatte, nie einen Horizont gesehen. Nur einen Himmel. Oder wohl eher die wahrhaftige Hölle. Auch wenn ich die Hölle mit etwas Schlechtem verband, war dieses Dach der apokalyptischen Welt wunderschön. Tiefrot, wie Flammen züngelnd und flackernd überspannte es die karge, tote Weite und reichte genau wie das Land selbst -wo auch immer es liegen mochte- bis an den Horizont, den es nicht gab. Der auf mich hypnotisch wirkende Himmel war nur deshalb als Himmel wahrnehmbar, weil er vom Flackern der vermutlich mehr als 100° heißen Flammen ständig in Bewegung war. Genau wie ein echter, den jeder normale Mensch mindestens einmal in seinem Leben gesehen hatte. Vielleicht war es den Menschen noch nicht aufgefallen –weil sie nicht wollten, keine Zeit hatten oder es sie schlicht und einfach nicht interessierte-, aber der Himmel bewegte sich. Nicht nur wenn vollgesogene Wolken darüber zogen, sondern auch so. Es mochte verrückt klingen, aber der Himmel war immer in Bewegung, selbst wenn er stillzustehen schien.

Doch dieser Höllenhimmel bewegte sich eben anders. Erst glaubte ich, es waren die Flammen, die ihn wie wogende Wellen in Bewegung hielten. Doch ich musste feststellen, dass es nicht nur die Flammen waren, die mich hypnotisierten. Es waren Bilder. Tausende und abertausende von Bildern. Sie zogen an mir, über mir vorbei. Sie waren um mich, umhüllten mich und ich wurde so gezwungen sie mir anzusehen. Ich sah viele Dinge. Ich sah meine Mutter, diese kranke Bestie, die mich in einem ihrer Wahnsinnsanfälle beinahe ermordet hätte. Einige Bilder aus meiner Kindheit, meiner Schulzeit und wie ich immer mehr und sehr bewusst zur Outsiderin wurde. Doch ich sah, und das überraschte mich nicht im Geringsten, nichts von meinem Vater. Kein Wunder. Die Bilder waren wie aus meinem Gedächtnis gestohlen, aus meiner Sicht angesehen, wie ein Film. Ich hatte ihn nicht gekannt, nie gesehen. Und deshalb sah ich ihn auch in den Visionen nicht. Visionen. Schon dieses Wort liess mich schauern. Doch ich konnte nicht wegschauen.

Mir stiegen Tränen in die Augen. Ich weinte und konnte nicht aufhören. Ich hatte keine Kontrolle darüber. Die immer wieder plötzlich aufkommenden Weinkrämpfe schüttelten mich und ich bekam irgendwie nur schwer Luft. Ich keuchte und wollte tief einatmen. Aber meine Kehle war wie zugeschnürt. Mistlunge. Dummerweise war nicht dran zu denken, sie auszutauschen. Und dann bemerkte ich auch, wieso ich nicht atmen konnte. Dunkle, beinahe schwarze Schwaden, die mich an irgendeine zu dichte Form von Nebel erinnerten, krochen langsam auf mich zu, erreichten meine Knöchel und schlängelten sich wie Schlangen mein Bein hinauf. Jetzt endlich konnte ich meinen Blick von den Bildfetzen meines bekümmernswerten Lebens losreißen und begann erneut panisch flüchtend zu laufen.

Sobald ich abends eingeschlafen war, befand ich mich in dieser Welt und konnte daraus nicht mehr fliehen, bis ich von alleine aufwachte. Ich lief die ganze Nacht -oder war es in der Apokalypse sogar Tag?- und lief ohne die körperliche Anstrengung im Traum zu spüren. Eigentlich ganz logisch. Doch wenn ich dann aufwachte, war ich triefnass und bebte am

ganzen Körper. Es war immer, als wäre ich wirklich gelaufen. Und doch lief ich nie wirklich. Ich lag dort in meinem Bett und sollte eigentlich schlafen. Stattdessen hetzte ich mitten in der Nacht durch die Apokalypse, die wahrscheinlich bald noch einmal in Flammen aufgehen würde, bevor sich die Welt dann absetzen würde, und versuchte den furchteinflößenden Bildern aus meiner unschönen Vergangenheit zu entfliehen. Dem Geist meiner Vergangenheit.

Irgendwann wurde mir bewusst, was dieser dämliche schwarze Nebel sollte. ER war der Geist meiner Vergangenheit, der mich auf die Probe stellen wollte. War ich ihm gewachsen? Wohl kaum, denn sonst würde ich nicht Nacht für Nacht die Flucht ergreifen, sobald er sich wie ein ekliges, klebriges Reptil um meine Beine windet und mit aller Macht versucht mich einzuhüllen. Einhüllen. Das Wort hinterliess Spuren in meinem Gedächtnis. Ich wusste nicht genau, wie es sich anfühlte „eingehüllt“ zu werden. Ich hatte das schwarze Zeug nie gewähren lassen. Aus Angst. Aus Trotz. Oder weil ich nicht wissen wollte, was der Geist meiner Vergangenheit mir zu sagen hatte, auch wenn es womöglich wichtig sein könnte. Mir egal. Doch im selben Moment, in dem ich dies zu Ende gedacht hatte, erkannte ich die Lüge hinter diesem Wort, nur für dieses eine Mal. Es war mir nicht egal. Und das liess mich wieder schauern. Es war mir nicht egal, komme, was wolle. Und ich begriff, dass mir diese Tatsache zu schaffen machen würde, wenn ich nicht darauf einging. Nicht darauf einging, was mir der schwarze Nebel zu sagen hatte. Nicht auf den Geist meiner Vergangenheit einging. Nicht auf meine Vergangenheit einging. Und ich wusste, was ich zu tun hatte.

Als ich am nächsten Abend unter die Kälte durchlassende Decke in meinem Zimmer im Waisenhaus kroch, war es, als würde ich in irgendein Flugzeug steigen, mir Kopfhörer ohne Musik und eine Augenklappe aufsetzen und an einen Ort fliegen, von dem ich erstens nicht wusste wo er war, zweitens ob ich es schaffen würde dort anzukommen und drittens ob ich überhaupt zurückkehren würde. Ich konnte nur mit Gewissheit sagen, dass ich dort schon einmal gewesen war und dass ich wusste, wie ich hinkommen sollte. Und ich versuchte inständig mir ganz exakt einzuprägen, was ich zu tun hatte. Ich wollte keine Fehler machen. Ich musste wissen, was der unheimliche Nebel mir zu sagen hatte. Auch wenn ich dafür in Kauf nehmen musste, etwas zu sehen, das mich lehren würde, niemals wieder auch nur an so etwas wie gesunden Schlaf zu denken. Wegen möglicher anderer Albträume.

Ich schlief nicht bewusst ein. Ich glaube sogar, das geht überhaupt nicht. Man kann sich nicht dazu zwingen einzuschlafen, denn je mehr man es versucht gewaltsam herbeizuführen, dass einem die Müdigkeit übermannt und der wohltuende Ruhezustand des Körpers endlich einsetzt, umso weniger gelingt es und umso länger liegt man am Ende wach.

Aber als ich so darüber nachdachte, was dieser doofe Nebel, der mich nun hoffentlich gleich dazu bringen würde, mir anzusehen, was er für mich parat hatte, fand ich mich sehr plötzlich –zu plötzlich- in der apokalyptischen Landschaft wieder. Und begann wie immer zu laufen.

Ich lief wieder so schnell ich konnte. Fluchtartig lief ich vor einigen der schlimmsten Schreckensmomente im Leben eines Menschen davon. Das erste Mal, als meine Mutter mich schlug. Es war nicht das letzte Mal. Immer wieder sah ich am feuerroten, gefährlich flackernden Höllenhimmel, wie die ausgestreckte Hand meiner Mutter auf mich zuflog, glaubte zu spüren, wie meine Wange glühte wie ein Haufen Kohle und mir heisse Tränen die Wangen hinunterliefen. Ich wandte mich ab und sah meinen ersten Schultag wie eine Serie Kriegsbomben auf mich zuflimmern. Wie mich alle diese dummen Gören gehänselt hatten,

weil ich nicht das dünnste Kind der Welt war. Verzeihung, wenn meine Mutter fand, ein Kind müsse mit sechs Jahren noch nicht so spindeldürr sein wie ein Topmodel von Armani.

Ich entriss mich auch dieser Erinnerung und floh jetzt wieder, beinahe in panischer Angst, immer fort, über den bröckelnden Boden, unter dem flammenden Himmel der Hölle hindurch und immer weiter. Ich hatte Angst aufgrund der abertausenden, grässlichen Erinnerungen, die mir wie Pfeile entgegenschossen und mich aufspießen wollten. Ich hatte Angst wegen der Bruchhalde von einem Boden unter mir und dem lodernden Feuermeer über mir. Und ich hatte Angst davor, dass ich den schwarzen Nebel nicht finden würde, dass er nicht zu mir kommen würde. Dass ich aufwachen würde und es hatte nicht das Geringste gebracht, mich hier noch eine Nacht lang abzurackern und am Ende mit nichts dazustehen.

Doch all meine Ängste waren auf einen einzigen Schlag hin wie weggeblasen und ein unerwartet erwartungsvolles und beinahe erleichterndes Gefühl machte sich in mir breit. Denn plötzlich war er da. Wie aus dem Nichts kam der schwarze Nebel langsam auf mich zu, obwohl ich meinerseits immer noch mit rasender und doch federleichter Geschwindigkeit über den von tiefen Rissen überzogenen Boden zu fliegen schien. Während ich weiter vor den Bildern meines Lebens floh und mit einer vorher nie da gewesenen Unbekümmertheit auf den Nebel zurannte, kam dieser immer näher, erreichte meine Knöchel und begann wie immer meine Beine hochzuwabern. An dieser Stelle des bemerkenswert realen Traumes, war ich immer und immer wieder geflohen, weil der Nebel nichts Gutes zu verheissen schien und in mir ein Unwohlsein auslöste, das ich so in noch keiner Form jemals erlebt hatte. Es schien nicht menschlich zu sein. Wobei: Das Einzige, das hier menschlich war, war wohl meine Angst, die schwer in der Luft gelegen hatte und die auch zum Teil daran Schuld gewesen war, dass ich nur schwer Luft bekommen hatte, sobald die Bilder mich gefesselt hatten. Aber der Grossteil dieser Angst wurde vermutlich in mir wegen dieses Nebels ausgelöst, der inzwischen meine Hüften erreicht hatte. Er wanderte weiter nach oben, den Bauch hinauf zur Brust und schlang sich um meinen Hals. Ich spürte die Berührung nicht. Sie war wie ein Lufthauch, den man nur flüchtig wahrnahm. Und ich liess ihn einfach gewähren. ‚Einmal nur‘, dachte ich tapfer, ‚und dann nie wieder.‘

Der Nebel hatte mich jetzt vollends eingehüllt und für einen Moment herrschte Dunkelheit, die aber nicht beängstigend, sondern auf eine paradoxe Weise sogar beruhigend wirkte. Und ich fühlte etwas, das ich noch nicht kannte. Etwas, das jeder Mensch einmal in seinem Leben zu spüren bekommen sollte. Ich hatte nicht gewusst, dass es so etwas unglaublich Schönes überhaupt gibt und doch wusste ich jetzt in diesem Augenblick, was es war, das die Menschen jeden Tag aufs Neue dazu animierte, weiter zu machen, auch wenn es abgrundtief schlecht lief oder einfach nicht mehr ging. Dann erinnerten sie irgendwelche liebe Engel ohne Flügel, auch bekannt als Freunde oder Familie, daran, dass es etwas gab, wofür es sich lohnte zu kämpfen, wofür es sich lohnte zu leben. Und da ich in meinem Umfeld niemals solche Menschen gehabt hatte, hat der Nebel, der sich inzwischen in gleissend helles, und doch angenehm wohltuendes Licht verwandelt hatte, mich zu sich geholt, um es mir zeigen zu können. Um zu zeigen, wofür es sich lohnte zu leben. Doch dieses Gefühl war nicht Liebe. Es nennt sich Geborgenheit. Das Licht hüllte mich damit ein und ich schloss die Augen und endlich, nach all den Jahren, war ich am Ziel meiner Flucht angekommen. Ich hatte den Ort gefunden, zu dem hin ich mein ganzes Leben lang geflohen war. Das Licht wurde heller und in einem einzigen lichten Flattern erkannte ich zwei offene Flügel die mich umarmten und vollständig in warmes Licht einhüllten.

Lucia Hewitt starb in der Nacht. Ihr Tod kam völlig unerwartet, sie war bei bester Gesundheit. Zumindest körperlich. Als die Sanitäter am Morgen um 06.53 Uhr den Tod feststellten, bemerkten sie einen seltsam friedlichen Ausdruck auf ihrem Gesicht.

„Sie ist niemals ein glückliches Kind gewesen“, gab die Heimleiterin später den neugierigen Pressehaien bekannt. Umso unerklärlicher wurde dieses bizarre, friedselige Lächeln auf ihren Zügen. Sie wurde eine Woche später beerdigt. Zu der Beerdigung erschienen nicht viele. Die Leute aus dem Heim und einige ihrer Mitschüler, welche ihr schlechtes Gewissen bis ins Mark spürten, weil Lucia ihnen noch zu Lebzeiten egal gewesen war. Auch ihre Mutter wurde unter Aufsicht einiger Wächter des Gefängnisses in dem sie seit knapp zehn Jahren nach einem Selbstmordversuch, bei dem auch ihre damals fünfjährige Tochter hätte sterben sollen, verwahrt wurde. Doch als sie am geöffneten Sarg ihrer toten Tochter stand, brach sie nicht in Tränen aus, wie man es von einer normalen Mutter erwartet hätte. Sie stand nur eine Weile reglos da- und plötzlich grinste sie. Das teuflisch wahnsinnige Grinsen steigerte sich zu einem schallenden Lachen, das die ganze Kirche füllte. Dazwischen stieß sie keuchend Flüche aus, die dem toten Kind in dem Sarg galten. Ihr Wahnsinn jagte den Anwesenden eine Höllenangst ein und sie wurde abgeführt. Die Wächter mussten sie aus der Kirche zerrren und mit jedem Atemzug stieß sie weitere Flüche aus.

Die Anwesenden konnten sich nun alle ein letztes Mal von der blassen Gestalt verabschieden. Die Totenwache begann. Und mit ihr würde auch eine lange, unnötige Untersuchung des Todesfalles von dem lachenden Kind beginnen. Ein Kind das zu Lebzeiten nie gelacht hatte, doch nun mit einem bizarren, glücklichen Lächeln im Gesicht für immer eingeschlafen war. Die Mordkommission würde den Fall noch ungefähr zwei Tage lang erfolglos bearbeiten. Dann würde die Akte ungelöst unter einem Stapel anderer Akten verschwinden und mit ihr auch die momentan noch währende Aufregung im Dorf, über den seltsamen Tod des alleingelassenen Mädchens.

Während der Lieblingssong von Lucia sanft durch die Kirche hallte, nahmen die anwesenden Gäste mit Blumen, die sie in den Sarg legten, oder kleineren Stofftierchen von ihr Abschied. Geschenke die Lucia nie gewollt hätte. Jeder wusste es und doch überbrachten sie ihr die Gaben. Lucia hatte sie alle nicht gekannt und nicht kennen lernen wollen. Sie hatte nichts von ihnen gehalten. Denn sie hatten ihr keinen Respekt entgegengebracht. Respekt, der jedem Menschen gebührt. Sie hatten allesamt vorschnell geurteilt und dem Schmetterling keine Zeit gelassen, sich zu entfalten. Und jetzt würden ihre Flügel für immer geschlossen bleiben.

Doch als sie Lucia nun im Tode den Respekt zollten, den sie all die Jahre verdient gehabt hätte, für ihr verstecktes hilfsbereites Gemüt und ihre unterdrückte, aber vermutlich grenzenlose Kreativität, die in jedem Menschen schlummert, konnte jeder der Anwesenden etwas spüren. Eine unsichtbare Anwesenheit, die jeder als ein Gefühl von Schuld und Wehmut empfand, wie später berichtet wurde. Sie alle wussten, dass Lucia hier war. Sie war da. Und das Gefühl wandelte sich. Wandelte sich in Freude und wandelte sich in Unschuld. Sie vergab ihnen allen. Sie war jetzt glücklich. Denn nur glückliche Seelen konnten vergeben. Und in diesem Moment spürte jeder der Anwesenden ganz deutlich, dass es in Ordnung war. Jetzt war alles in Ordnung.

Damaris Muriel Nobs

### **Auf der Flucht (vor mir selbst)** Lesefassung

Ich lief. Ich lief davon, so schnell meine Beine mich trugen. Aber sie trugen mich nicht wirklich. Ich lief nicht wirklich. Ich lag auf meinem Bett und hörte Musik. Und doch lief ich. Der Song animierte mich zu laufen. Ich lief mit meinem Innern, in meinen Gedanken. Fort von mir selbst, aus mir selbst heraus und immer weiter, bis ich am endgültigen Abgrund stand. Oder zu stehen glaubte. Doch es war nur im ersten Moment ein Abgrund. Und als sich dieser Moment verflüchtigte, tat sich eine neue, schier endlos weite und unausstehlich öde aussehende Ebene auf und ich lief weiter.

Die Landschaft, die ich sogar schon seit einiger Zeit immer wieder in meinen Träumen - immer rennend- durchquert hatte, sah immer so aus, als wäre sie kurz zuvor niedergebrannt, in Rekordzeit wieder erblüht und gleich darauf bis auf den letzten Wassertropfen ausgetrocknet. Die Bäume waren verbrannt, aber es hatte saftige Grasbüschel auf dem rissig aussehenden, bis auf das Grundwasser ausgetrockneten Boden. Die Landschaft reichte wohl bis in die Unendlichkeit so fort, ich hatte in all den Stunden, in denen ich dort im Traum oder Wachtraumdenken verweilt hatte, nie einen Horizont gesehen. Der auf mich hypnotisch wirkende Himmel war nur deshalb als Himmel wahrnehmbar, weil er vom Flackern der vermutlich mehr als 100° heißen Flammen ständig in Bewegung war.

Doch dieser Höllenhimmel bewegte sich eben anders. Erst glaubte ich, es waren die Flammen, die ihn wie wogende Wellen in Bewegung hielten. Doch ich musste feststellen, dass es nicht nur die Flammen waren, die mich hypnotisierten. Es waren Bilder. Tausende und abertausende von Bildern. Sie zogen an mir, über mir vorbei. Sie waren um mich, umhüllten mich und ich wurde so gezwungen sie mir anzusehen. Ich sah viele Dinge. Ich sah meine Mutter, diese kranke Bestie, die mich in einem ihrer Wahnsinnsanfälle beinahe ermordet hätte. Einige Bilder aus meiner Kindheit, meiner Schulzeit und wie ich immer mehr und sehr bewusst zur Outsiderin wurde. Doch ich sah, und das überraschte mich nicht im Geringsten, nichts von meinem Vater. Kein Wunder. Die Bilder waren wie aus meinem Gedächtnis gestohlen, aus meiner Sicht angesehen, wie ein Film. Ich hatte ihn nicht gekannt, nie gesehen.

Ich lief und versuchte den furchteinflößenden Bildern aus meiner unschönen Vergangenheit zu entfliehen. (Und ich begriff, dass mir diese Tatsache zu schaffen machen würde, wenn ich nicht darauf einging, was mir der schwarze Nebel zu sagen hatte. Nicht auf den Geist meiner Vergangenheit einging. Und ich wusste, was ich zu tun hatte.)

Ich lief wieder so schnell ich konnte. Fluchtartig lief ich vor einigen der schlimmsten Schreckensmomente im Leben eines Menschen davon. Das erste Mal, als meine Mutter mich schlug. Es war nicht das letzte Mal. Immer wieder sah ich am feuerroten, gefährlich flackernden Höllenhimmel, wie die ausgestreckte Hand meiner Mutter auf mich zuflog, glaubte zu spüren, wie meine Wange glühte wie ein Haufen Kohle und mir heisse Tränen die Wangen hinunterliefen. Ich wandte mich ab und sah meinen ersten Schultag wie eine Serie Kriegsbomben auf mich zuflimmern. Ich entriss mich auch dieser Erinnerung und floh jetzt wieder, beinahe in panischer Angst, immer fort, über den bröckelnden Boden, unter dem flammenden Himmel der Hölle hindurch und immer weiter. Ich hatte Angst aufgrund der abertausenden, grässlichen Erinnerungen, die mir wie Pfeile entgeschossen und mich aufspießen wollten. Ich hatte Angst wegen der Bruchhalde von einem Boden unter mir und dem lodernden Feuermeer über mir. Und ich hatte Angst davor, dass ich den schwarzen Nebel nicht finden würde, dass er nicht zu mir kommen würde. (Dass ich aufwachen würde und es hatte nicht das Geringste gebracht, mich hier noch eine Nacht lang abzurackern und am Ende mit nichts dazustehen.)

Doch all meine Ängste waren auf einen einzigen Schlag hin wie weggeblasen und ein unerwartet erwartungsvolles und beinahe erleichterndes Gefühl machte sich in mir breit. Denn plötzlich war er da. Wie aus dem Nichts kam der schwarze Nebel langsam auf mich zu, obwohl ich meinerseits immer noch mit rasender und doch federleichter Geschwindigkeit über den von tiefen Rissen überzogenen Boden zu fliegen schien.

Der Nebel hatte mich jetzt vollends eingehüllt und für einen Moment herrschte Dunkelheit, die aber nicht beängstigend, sondern auf eine paradoxe Weise sogar beruhigend wirkte. Und ich fühlte etwas, das ich noch nicht kannte. Etwas, das jeder Mensch einmal in seinem Leben zu spüren bekommen sollte. Ich hatte nicht gewusst, dass es so etwas unglaublich Schönes überhaupt gibt und doch wusste ich jetzt in diesem Augenblick, was es war, das die Menschen jeden Tag aufs Neue dazu animierte, weiter zu machen, auch wenn es abgrundtief schlecht lief oder einfach nicht mehr ging. Dann erinnerten sie irgendwelche liebe Engel

ohne Flügel, auch bekannt als Freunde oder Familie, daran, dass es etwas gab, wofür es sich lohnte zu kämpfen, wofür es sich lohnte zu leben. Und da ich in meinem Umfeld niemals solche Menschen gehabt hatte, hat der Nebel, der sich inzwischen in gleissend helles, und doch angenehm wohltuendes Licht verwandelt hatte, mich zu sich geholt, um es mir zeigen zu können. Um zu zeigen, wofür es sich lohnte zu leben. Doch dieses Gefühl war nicht Liebe. Es nennt sich Geborgenheit. Das Licht hüllte mich damit ein und ich schloss die Augen und endlich, nach all den Jahren, war ich am Ziel meiner Flucht angekommen. Ich hatte den Ort gefunden, zu dem hin ich mein ganzes Leben lang geflohen war. Das Licht wurde heller und in einem einzigen lichten Flattern erkannte ich zwei offene Flügel die mich umarmten und vollständig in warmes Licht einhüllten.

Lucia Hewitt starb in der Nacht. Ihr Tod kam völlig unerwartet, sie war bei bester Gesundheit. Zumindest körperlich. Als die Sanitäter am Morgen um 06.53 Uhr den Tod feststellten, bemerkten sie einen seltsam friedlichen Ausdruck auf ihrem Gesicht.